

# In Menschen investieren statt in Mauern

Seit 1990 wurden rund 200 Kirchen überflüssig. Der Kunsthistoriker Johannes Stückelberger über die Chancen der Umnutzung

ERICH ASCHWANDEN / DANIEL GERNY /  
MARIE-JOSÉ KOLLY

An Heiligabend müssen Kirchgänger rechtzeitig da sein, um einen Sitzplatz zu bekommen. Doch an den meisten anderen Sonntagen herrscht in den Gotteshäusern gähnende Leere. Vielerorts sind denn auch seit einigen Jahren kirchliche Räume aufgrund der Entkonfessionalisierung zu gross oder gar überflüssig. Zudem mussten viele unter Nachwuchsmangel und Überalterung leidende Orden zum Teil jahrhundertalte Klosteranlagen aufgeben.

In den letzten 25 Jahren fanden in der Schweiz gegen 200 Kirchen, Kapellen und Klöster eine neue Verwendung. Dies zeigt eine neue, von der Universität Bern erstellte Datenbank. Aus Sicht des Leiters des Projektes, des Kunsthistorikers Johannes Stückelberger, wird die Zahl noch steigen. Doch es geht für die Forscher der Uni Bern um mehr als nur um ein Abbild eines scheinbar unaufhaltsamen Prozesses. «Die Datenbank will aufzeigen, welche Lösungen man für die Thematik in der Schweiz gefunden hat, was funktioniert, wo sich Probleme ergaben, worüber derzeit diskutiert wird», erklärt er.

## Mantelnutzung bewährt sich

Besonders viele der 96 umgenutzten Kirchen aus der Datenbank stehen in den Städten Genf, Bern und Basel, das zeigt die interaktive Karte. Nur wenige sind hingegen in den Alpenkantonen Wallis, Tessin oder Graubünden zu finden. Ein knappes Drittel dieser Kirchen wird weiterhin kirchlich genutzt, ein weiteres Drittel hat nun eine profane Funktion: etwa als Luxuswohnung, Asylunterkunft, Atelier, Kinderkrippe oder Bestattungsunternehmen.

Parallelen zur herkömmlichen Immobilienbewirtschaftung sind unüberschaubar – zum Beispiel zur Nutzung von Fussballstadien wie dem Vogelstern in Peking oder dem St.-Jakob-Park in Basel, die gerne als Kathedralen der Neuzeit etikettiert werden. Auch betrieblich ergeben sich ähnliche Lösungsansätze: Mit den Spielen beziehungsweise den Gottesdiensten allein lässt sich der Unterhalt der teuren Bauten in vielen Fällen nicht finanzieren. Ladenlokale und Wellness- sowie Unterhaltungsangebote sorgen deshalb in Sportarenen seit einigen Jahren für eine kontinuierlichere Auslastung. Stückelberger hält eine solche Mantelnutzung für ein zukunftsweisendes Modell auch bei sakralen Bauten. Am Schweizer Kirchenbautag, zu dem sich im August 2017 rund 160 Vertreter von Kirche, Denkmalpflege und Öffentlichkeit trafen, wurde eine solche Mischung ausdrücklich empfohlen.

Dass das Konzept durchaus funktioniert, zeigt sich unter anderem bei der ehemaligen Maihofkirche in der Stadt Luzern. Aus der 1941 gebauten Kirche St. Josef wurde nach einem Umbau 2013 der MaiHof. Der ursprüngliche Kirchensaal dient neu als multifunktionaler Raum für 300 bis 400 Personen. Hier finden neben liturgischen Feiern auch Ausstellungen, Konzerte, Kongresse und Bankette statt. Das ehemalige Pfarrhaus und der Pfarreisaal werden für gemeinnützige Zwecke wie Kindergarten und Spielgruppe vermietet. Eine Kapelle ist weiterhin ausschliesslich für Liturgie und Stille reserviert. Ziel des Projektes ist es, Seelsorge und Quartierarbeit miteinander zu verbinden.

## Breites Immobilienportfolio

Ein ähnliches Konzept besteht bereits seit 1994 in der Stadt Basel. Dort hat die evangelisch-reformierte Kirche die bedeutendste neugotische Kirche der Schweiz dem ökumenischen Verein Offene Kirche Elisabethen übergeben. Seither finden hier neben gottesdienstlichen Feiern auch Discos, Diskussionsrunden und Chorkonzerte statt. Im Pfarrhaus sind drei Projekte untergebracht, die sich an Flüchtlinge richten



In der reformierten Kirche Ebnat ist heute das Event-Lokal «Dömli».

NZZ



Marc Sway an seinem Konzert am 9. Dezember 2017 im «Dömli» in Ebnat.

NZZ

und an Freiwillige, die Flüchtlinge betreuen. «Wichtig ist, dass die Räume im Besitz der Kirche bleiben und dass die Kirche sie partiell auch noch selber nutzt. Darüber hinaus soll sie aber durchaus auch Angebote zur Verfügung stellen, die über das traditionell kirchliche hinausgehen», betont Stückelberger. Bewährt hat sich auch die Übergabe von Kirchen zur Nutzung durch andere religiöse Gemeinschaften. So wurde etwa die ehemalige evangelisch-reformierte St.-Alban-Kirche in Basel an die serbisch-orthodoxe Kirche vermietet.

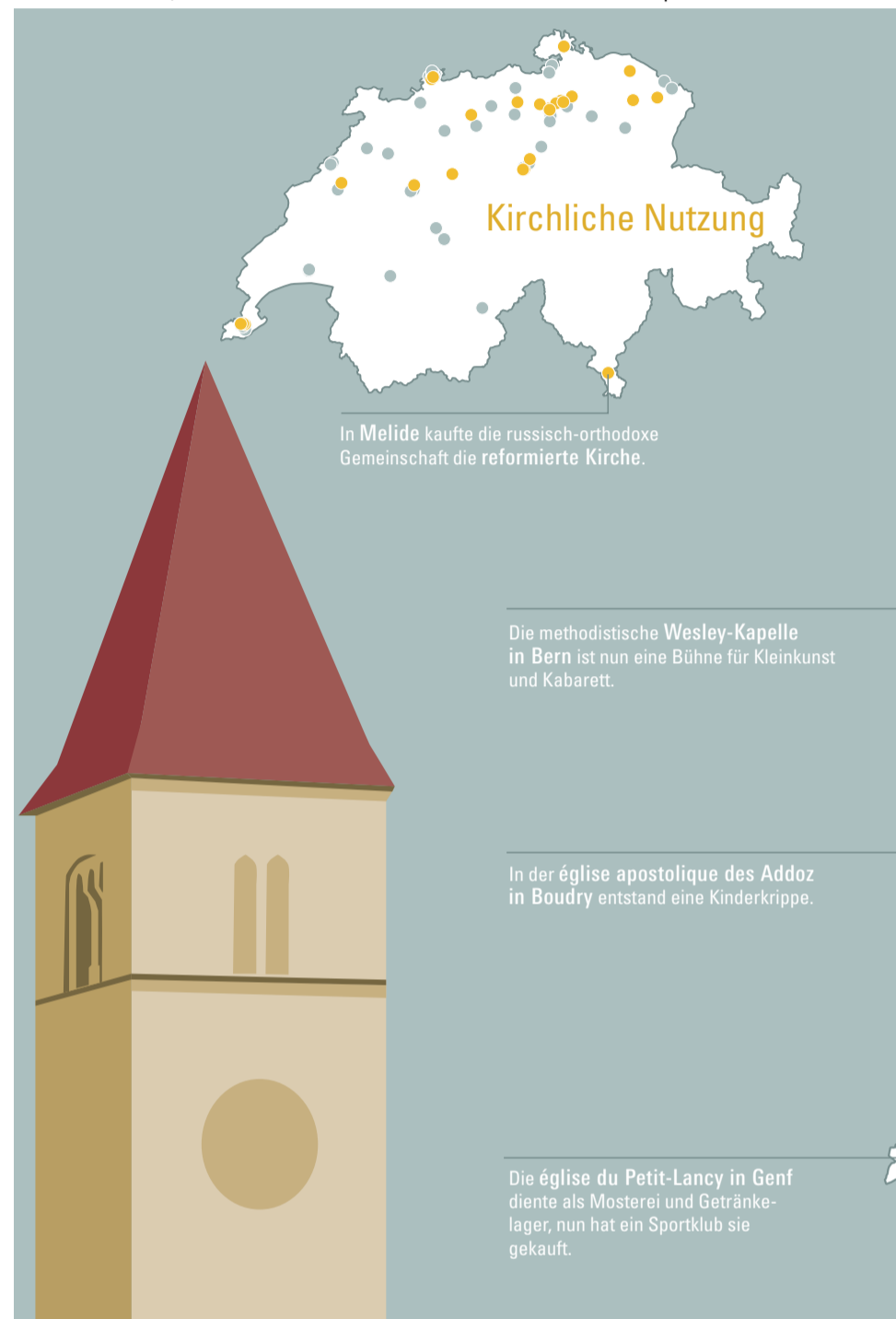
Auch die Fachleute von Wüest & Partner kommen zum Schluss, dass die Umnutzung oft die einzige Variante ist, damit klassische Kirchen mit schützenswertem Status nicht einfach verkommen. Gemäss einer 2014 veröffentlichten Studie gibt es in der Schweiz heute mehr als 6000 Bauten christlicher Provenienz. Weiter bestehen rund tausend Friedhöfe sowie bis zu hundert Sakralbauten, die den nichtchristlichen Glaubensrichtungen zuzuordnen sind. Ausserdem verfügen die religiösen Gemeinschaften gemäss Wüest & Partner zusätzlich über zahlreiche Immobilien wie Pfarrhäuser, Kirchgemeindegänge oder Wohnungen, die als «Betriebsliegenschaften» oder «Renditeobjekte» dienen. Die Bewirtschaftung und der Unterhalt solcher Bauten werden für die häufig unter Geldsorgen leidenden Kirchgemeinden zur Belastung – oder wie es Wüest & Partner formulieren: zu einer «schwierigen Aufgabe mit himmlischen Chancen».

Die Elisabethenkirche und der MaiHof sind aus Stückelbergers Sicht besonders gelungene Beispiele für eine Umnutzung von Kirchen. Doch nicht immer scheint der Weg für eine Kirche-

«Wichtig ist, dass die Räume im Besitz der Kirche bleiben und die Kirche sie partiell noch selber nutzt.»

Johannes Stückelberger  
Kunsthistoriker Universität Bern

Die Städte Bern, Basel und Genf nutzen viele Kirchen um – die Alpenkantone kaum



QUELLEN: DATENBANK KIRCHENUMNUTZUNGEN, UNIVERSITÄT BERN

meinde vorgezeichnet: Im Juni 2013 beschloss die reformierte Kirchgemeindeversammlung im kleinen Aargauer Dorf Turgi, ihre aus dem Jahr 1960 stammende Kirche abzubauen. Eine Sanierung erwies sich als zu teuer. An derselben Stelle sollten eine neue Kirche sowie Alterswohnungen errichtet werden. Doch gegen diesen nüchtern, betriebswirtschaftlich begründeten Entscheid regte sich Widerstand: 379 Einwohner und Einwohnerinnen aus Turgi unterzeichneten die Petition «Die Kirche bleibt im Dorf» und setzten damit den Gemeinderat von Turgi massiv unter Druck. Das Baugesuch der Kirche wurde vorerst auf Eis gelegt. Inzwischen wird der Sakralbau als Schutzobjekt bezeichnet und muss stehenbleiben. «Eine Kirche reisst man nicht so schnell ab», konstatiert Stückelberger. So ist auch lediglich bei 17 der 96 Kirchen aus dem Datensatz ein Abriss geplant.

Dass der Protest aus der breiten Bevölkerung kommt – und nicht in erster Linie aus dem Kreis der aktiven Kirchenmitglieder –, erstaunt Stückelberger keineswegs. «Wer in der Institution Kirche aktiv ist, hat häufig weniger Mühe, eine Kirche preiszugeben», stellt er fest. Immer wieder höre er, man wolle lieber in Menschen investieren statt in Mauern. Zu einem ähnlichen Befund kommt der Basler Architekt Jacques Herzog vom Büro Herzog & de Meuron.

## Verkauf ist ein Risiko

Nicht nur in der Stadt, auch auf dem Land stehen immer mehr Kirchen leer. Doch anders als in den Städten, in denen die Nachfrage nach Veranstaltungsorten hoch ist, fehlt in den Dörfern häufig die für ein funktionierendes Begegnungs-

zentrum notwendige Laufkundschaft. Die evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Ebnat-Kappel im Toggenburg beschritt deshalb vor drei Jahren einen ungewöhnlichen Weg. Nach lebhaften Diskussionen verkaufte sie ihr Gotteshaus im Ortsteil Kappel an einen privaten Investor. Die Auflagen an den Zürcher Unternehmer André Keller waren gering: Einzig die Verwandlung der ehemaligen Dorfkirche in ein Erotikzentrum sowie die Vermietung an sektiererische Gruppen schloss die Kirchgemeinde vertraglich aus. Die Skepsis, die Keller in der Anfangsphase entgegen-schlug, ist inzwischen verschwunden. Das Event-Lokal Dömli ist zum Treffpunkt für die ganze Umgebung geworden. Auftritte wie jener des Schweizer Pop-Musikers Marc Sway irritieren hier niemanden mehr.

Was jedoch passieren kann, wenn eine Kirche leichtfertig aus der Hand gegeben wird, zeigt sich in der Stadt St. Gallen. Dort verkaufte die evangelisch-reformierte Kirchgemeinde 2005 die Kirche St. Leonhard an den Winterthurer Architekten Giovanni Cerfeda. Dieser kündigte an, den Sakralbau in ein Kulturzentrum mit Gastronomie, Klassik- und Jazzkonzerten, Theater, Filmvorführungen oder Modeschauen umzubauen. Passiert ist seither fast nichts. Ausser einem Brausilvester findet in dem ehemaligen Gotteshaus, das im Jahr 2007 durch einen Dachstockbrand beschädigt wurde, nichts statt. Die Denkmalpflege und der neue Besitzer werden sich nicht einig über ein Projekt, das eine Unterkellerung, eine Tiefgarage und eine Art Mauer um die Kirche herum vorgesehen hätte. Seit Jahren ist die Kirche, die auf unabsehbare Dauer leer zu stehen droht, für die St. Galler ein Ärgernis.

# «Die Ehrfurcht vor Kirchen bleibt bestehen»

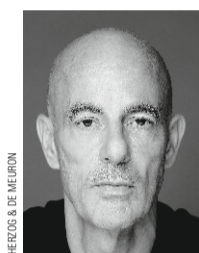
Architekt Jacques Herzog zu Firmenarealen und Klöstern

Herr Herzog, viele Kirchgemeinden benötigen einen Teil ihrer Sakralbauten nicht mehr. Welchen Verwendungszweck schlagen Sie als Architekt für leere Kirchen vor?

Man darf einer Kirche ihre Würde nicht rauben. Kirchen eignen sich nicht für jeden Zweck. Für naheliegend halte ich deshalb eine Umnutzung durch andere Religionsgemeinschaften. Das ist übrigens gar nicht so revolutionär: Die Hagia Sophia in Konstantinopel war die bedeutendste Kirche des frühen Christentums, doch im 15. Jahrhundert, etwa tausend Jahre nach ihrer Fertigstellung, wurde sie zur Moschee und – als Kuppelbau – zu einem typologischen Modell und Vorbild für den Bau von Moscheen, wie etwa der Blauen Moschee in Istanbul. Ein solches jahrhundertlanges Überdauern von herausragenden Architekturen durch Umnutzung lässt sich in der Architekturgeschichte nicht nur bei Kirchen beobachten, sondern auch bei Arenen wie dem Kolosseum, Stadien, Bahnhöfen oder Industriebauten.

Handelt es sich nicht einfach um historische Bausubstanz?

Städte benötigen neben den ganz gewöhnlichen Alltagsgebäuden in der Tat auch herausragende Baudenkmäler, welche die Kraft haben, eine gewisse Zeit zu überdauern. Und Kirchen weisen diese Permanenz in besonderem Mass auf. Die Kirchen hatten nicht nur eine starke sichtbare Präsenz, sondern sie waren in der Vergangenheit gleichzeitig religiöse, geistige und selbst wirtschaftliche Zentren.



«Die Umnutzung ist gar nicht so revolutionär.»

Jacques Herzog  
Architekt  
Herzog & de Meuron

Was bleibt davon, wenn bloss die bauliche Hülle übrig bleibt?

Klöster waren abgeschlossene Areale, die gleichzeitig Generatoren von Wissen und Wohlstand darstellten. Interessanterweise funktionieren Firmenareale, die als Campus organisiert sind, heute sehr ähnlich: Sie sind nach innen stark organisiert und gleichzeitig hyperglobal vernetzt. Sie sind abgeschlossene Orte des Wissens und der Innovation. Dennoch haben sie eine grosse Ausstrahlung ins Alltagsleben der Stadt und prägen deren städtebauliche Silhouette mit. Beim Novartis-Campus im Basler St.-Johannes-Quartier lässt sich dies sehr gut beobachten: Gerade dieses Nebeneinander von globaler Ausrichtung und lokalem Leben macht die Qualität und Vielfalt einer Stadt aus. Global ausgerichtete Firmen bestimmen heute die internationale Ausstrahlung einer Stadt wie einst Kirchen und Klöster.

Kirchen könnten zu Moscheen werden?

In der gegenwärtigen politischen Situation würde dies auf enormen Widerstand stossen. Eine solche Umnutzung würde als Verdrängung unserer einheimischen Kultur wahrgenommen. Kaum jemand ist ehrlich genug, sich einzugestehen, dass sich die Frage einer solchen Übernahme eines christlichen Sakralraums durch andere Religionsgemeinschaften nur deshalb ergibt, weil wir uns gegenüber der christlichen Gemeinde entsolidarisiert haben. Nicht zuletzt, weil man sich so die Kirchensteuern sparen kann. Die Nutzung von Kirchen als Konzerräume oder als «offene Kirche» ist eine Alternative und eine Möglichkeit, die «verlorenen Schafe» wieder zurückzugewinnen.

Und was sollte unterlassen werden?

Oft wurden Kirchen zerstört, indem sie nach der Reformation als Munitionsdepots oder Salzlager missbraucht wurden. Manche Kirchenbauten verfielen, weil sie in verlassen Quartieren lagen, die wegen Massenarbeitslosigkeit zu Geisterstädten wurden, wie etwa in den USA. Kirchen sind aber gerade auch bei uns immer wieder zerstört worden oder zu charakterlosen Hüllen geworden, wenn Renovationen unsachgemäss vorgenommen worden sind. Eingriffe wie Bodenheizungen, durch welche alte, von der Zeit gezeichnete Bodenplatten verschwinden, und Steckdosen im begrabigten Sandsteinboden lassen Kirchen allzu behaglich werden, zu sehr wie das Wohnzimmer zu Hause. Ich denke da zum Beispiel an die Renovation des Basler Münsters in den 1960er und 1970er Jahren durch unfähige Architekten, Stadtbaumeister und blinde Denkmalpfleger.

Welche Folgen hat der Bedeutungsverlust der Kirchen für Städte in unseren Breitengraden?

Das Christentum hatte in den werden Städten des 11. und des 12. Jahrhunderts, als diese noch keine sie vollständig umfassenden Stadtmauern hatten, eine unglaubliche Macht und Überzeugungskraft. Die Kirchen waren der Fels Gottes, und zwar ganz wortwörtlich. Kirchen waren befestigte Kirchenburgen – etwa St. Leonhard in Basel –, wo die Leute Schutz fanden, in physischer und mentaler Hinsicht. Damit ging eine Ehrfurcht einher, die in den Kirchenbauten einen wahrnehmbaren und glaubwürdigen Ausdruck fand. Das darf nicht ausgeblendet werden, wenn man heute über den Abbruch oder die Umnutzung von Kirchen spricht. Denn obgleich heute viele Menschen der Kirche entsagt haben, bleibt dieser Respekt bis heute spürbar. Ausserdem verschwindet das Bedürfnis nach Spiritualität nicht einfach, wenn jemand aus der Kirche ausgetreten ist. Das ist meines Erachtens einer der Hauptgründe dafür, dass kaum Kirchen abgebrochen werden. Und ich finde: Man sollte dies in aller Regel auch nicht tun.

Man kann Ihre Analogie auch weiter-treiben: In Basel prägt nicht mehr das Münster mit seinen Türmen die Skyline, sondern der 178 Meter hohe «Bau 1» auf dem Roche-Areal. Tritt die Architektur von Weltfirmen an die Stelle der Kirchtürme?

Die Städte wachsen in die Höhe, und Basel als Stadtstaat entwickelt sich wegen seiner begrenzten Landreserven in besonderem Masse in der Vertikalen. Aber man darf den «Bau 1» von Roche nicht als Analogie zu einem Kirchturm verstehen. Anders als bei Kirchtürmen geht es Roche nicht darum, dass die Firma aus möglichst weiter Entfernung erkennbar ist. Der Bau in die Höhe hat vielmehr ganz praktische Gründe. Das Areal ist zu klein, als dass man sich in der Fläche ausdehnen könnte. Ich nehme die ikonische Firmenarchitektur in der Schweiz generell nicht als Ausdruck von Anmassung und Machtghebe wahr, im Gegensatz zur früheren Haltung der Kirche oder von anderen von Ideologie geprägten Institutionen.

Herzog & de Meuron hat noch nie eine Kirche gebaut. Weshalb?

Wir setzten uns schon früh mit dem Bau von Kirchen auseinander. So haben wir in den 1980er Jahren an einem Wettbewerb für die griechisch-orthodoxe Kirche in Zürich mitgemacht. Es wurde aber ein anderes Projekt realisiert. Es stimmt jedoch tatsächlich, wir haben noch keine Kirche gebaut. Allerdings beschäftigen wir uns gegenwärtig mit der Planung einer sehr grossen Kirche in Mexiko. Für uns ist dieses Vorhaben in Ciudad Juárez an der mexikanisch-amerikanischen Grenze besonders spannend, weil es nicht nur um einen Sakralbau geht, sondern ein Gebäude entstehen soll, das auch eine wichtige soziale Funktion erfüllen muss. Wir testen dort deshalb ganz einfache, archaische Baumethoden, damit ganze Bauteile durch die lokale Bevölkerung selbst erstellt und später auch unterhalten werden können.

Interview: Daniel Gerny,  
Erich Aschwanden



NZZ-Infografik/mjk./lea.

# Wiederentdeckung als Ort der Stille

Am Sonntag bleiben viele Kirchen leer, dafür füllen sie sich unter der Woche

ERICH ASCHWANDEN

Als Pfarrer am Grossmünster in Zürich erlebt Christoph Sigrist, wie unterschiedlich kirchliche Räume genutzt werden. An Feiertagen wie Weihnachten und Ostern ist die grösste Stadtkirche wie alle Kirchen in Zürich und der Schweiz gefüllt mit Gottesdienstbesuchern. Sie wollen in diesem Raum «gebauter Liturgie» erleben, wie er es nennt. Doch in den alltäglichen Sonntagsgottesdiensten schrumpft die Gemeinde seit 30 Jahren kontinuierlich.

## Für Dienst am Menschen

«Es entsteht dadurch eine Leerstelle, mit der wir Kirchenleute umgehen müssen», sagt der Theologe. Es handelt sich um eine Aufgabe, die den 54-Jährigen während seines ganzen beruflichen Lebens bewegt. Ganz praktisch hat Sigrist das Thema beschäftigt, als er von 1995 bis 2002 Pfarrer in St. Gallen war. In dieser Zeit initiierte er das Citykirchenprojekt «Offene Kirche St. Leonhard».

Seine Habilitation\* behandelt die Frage, wie Kirchenräume diakonisch verwendet werden können. Unter Diakonie versteht man alle Aspekte des helfenden Handelns, motiviert und begründet aus der jüdisch-christlichen Tradition. Diakonische Nutzungen sind Aspekte der Gastfreundschaft wie Mittagstische mit Freiwilligen, Ermöglichung von Schutz, etwa Kirchenasyl, sowie das Einrichten von heilenden Zonen. Auch wenn die

Präsenz in den Gottesdiensten stark abgenommen hat, haben Kirchen nichts von ihrer Faszination verloren. «Der Trend ist eindeutig: Während der Woche suchen immer mehr Menschen Kirchenräume auf. Diese Bauten werden wiederentdeckt als Orte der Freude, der Klage, der Stille und Zuflucht», konstatiert Sigrist. Einmal mehr übernehmen sakrale Räume im Lauf der Zeit neue



«Kommerz und Gewalt sind ein No-Go.»

Christoph Sigrist  
Pfarrer am  
Grossmünster Zürich

Funktionen und veränderten sich damit baulich. Ein Kirchenraum sei ein gebautes Palimpsest, das immer wieder neu beschrieben werde, sagt er. Am radikalsten sei dies während der Reformation geschehen, als Zwingli Bilder weitgehend aus den Kirchen entfernte.

Dem Trend der Umnutzung steht er aus theologischer Sicht wohlwollend gegenüber. Als besonders gelungenes Beispiel bezeichnet er das Dunkelrestaurant «Blinde Kuh» im Zürcher Seefeldquartier. Dort beschäftigt eine Stiftung in einer ehemaligen methodistischen Kirche Menschen mit einer Sehbehinderung. So würden nicht nur Arbeitsplätze

geschaffen, sondern auch der Perspektivenwechsel zwischen Sehenden und Nichtsehenden heilsam und heilend gefördert.

## Weder Gewalt noch Kommerz

Für Sigrist gibt es jedoch klare Grenzen dafür, zu welchen Zwecken man sakrale Räume verwenden darf. «Kommerz, Gewalt und Menschenverachtendes sind ein No-Go.» So kommt es für ihn nicht infrage, eine Kirche in eine kommerzielle Bank oder in ein traditionelles Einkaufszentrum umzubauen. «Es ist nicht sinnvoll, dass in den nächsten zwanzig Jahren in Zürich eine Kirche in eine Moschee umgewandelt wird. Dafür ist zu viel symbolisches, das heisst kulturelles, soziales und christliches Kapital in Kirchen eingelagert», hält er fest. Der damalige Zürcher Stadtpräsident Josef Estermann habe mit der Idee, Muslimen so eine neue Heimat zu geben, Ende der 1990er Jahre einen interessanten Denkanstoss gegeben. Doch im momentanen aufgeheizten politischen Diskurs würde eine solche Umnutzung, wie sie in früheren Jahrhunderten in Europa ab und zu vorgekommen sei, für weitere Ausgrenzungsstrategien missbraucht und böte der Beheimatung keine Chance.

\* Christoph Sigrist: Kirchen Diakonie Raum. Untersuchungen zu einer diakonischen Nutzung von Kirchenräumen. Theologischer Verlag, Zürich 2014.